

»So war es nach dem Zweiten Weltkrieg«

Bärbel Höhn besucht das Land der Reaktorkatastrophe. Die Menschen auf der Flucht erinnern sie an die Berichte ihrer Familie aus der Nachkriegszeit. »In Japan gärt es«, sagt die Vize-Fraktionschefin der Grünen im Bundestag.

Montag, 10. Oktober

Motomiya, nachmittags: Im Zug von Tokio Richtung Fukushima bebdt die Erde; es rüttelt mit Stärke vier. Der Zug hält automatisch, wir stehen im dunklen Tunnel. Gruselig. Ob der AKW-Betreiber Tepco diesmal alles im Griff hat? Meine japanischen Begleiter sind Tomoyuki Takada als Übersetzer und Hiroyuki Sugiyama, Mitbegründer einer kommenden Grünen Partei. Für sie ist so ein Halt nicht ungewöhnlich.

Fukushima City, abends im Hotel: Wärme, die von unten kommt. Was finden die Japaner nur an beheizten Klobrillen? Wenn man die alle abschaltet, kann man vielleicht ein Atomkraftwerk mehr vom Netz nehmen. Auch für den Warmhalteschrank mit heißem Kaffee gibt es bestimmt bessere Lösungen. Vielleicht sollte man auch mal Japaner in Deutschland übers Land schicken. Fremde Augen sehen Unsinn oft deutlicher.

Dienstag, 11. Oktober

Vormittags, Region Fukushima: Das Dosimeter, der Mini-Geigerzähler, ist heute unser ständiger Begleiter. Wir fahren durch die Atomregion, kommen bis zu 20 Kilometer an den havarierten Reaktor heran. Auch jenseits der 20 Kilometer-Zone wurden Städte evakuiert. Norio Kanno ist der Bürgermeister des geräumten Iitate, das mal so etwas war wie ein japanisches Mini-Freiburg. Auf seiner Visitenkarte steht noch »Iitate – schönste Stadt Japans«. Er spricht von seiner Ohnmacht nach dem GAU und dass er niemals mit so einer Katastrophe gerechnet hätte.

Vormittags; Minamisoma: Ich treffe eine Frau, die ihren Job in Fukushima aufgegeben hat und mit ihrem Sohn nach Kyoto gezogen ist. Gerade Frauen wollen weg. Auch ohne finanzielle Hilfe. Die Männer haben Angst, Arbeit und Verdienst aufzugeben. Einige schicken nur die Kinder fort, manchmal gehen die Frauen allein mit den Kindern. Manche Familien überstehen das nicht, sie lassen sich scheiden. Darüber spricht hier kaum jemand.



15 Uhr, Minamisoma: Wir besuchen mehrere Notunterkünfte. 43 Leute, die aus dem Sperrgebiet kamen, leben in einer Turnhalle und haben mit kniehohen Pappkartons Plätze für ein oder zwei Personen abgesteckt. Seit fast einem halben Jahr kennen sie keine Privatsphäre. Beeindruckend: diese Geduld vieler Menschen. Doch die jungen Leute, die beweglichen, hauen ab; die Alten bleiben. Bisher wurden rund 100.000 Leute evakuiert. *Abends, Hotel:* Der Tag war bedrückend. Die Region in dieser Zeit nach Tsunami und Atomunfall erinnert mich an Erzählungen meiner Familie, so war es nach dem Zweiten Weltkrieg: viele Tote in der Verwandtschaft und die Heimat verloren.

Mittwoch, 12. Oktober

Vormittags, Minamisoma: Immer stärker bekommen wir das Aufbegehren der Betroffenen gegen Tepco und die Regierung mit. Die Entschädigung ist kärglich und wird bürokratisch abgewickelt. Ein Bürgermeister will Tepco verklagen, weil sein Kreis auf den hohen Kosten der Aufräumarbeiten sitzen bleibt. Das ist ungewöhnlich. Gerade weil Tepco in der Gegend seit jeher viele Gemeinden und Kreise finanziell unterstützt und Teil der politischen Kultur ist. Diese Kultur bekommt jetzt Risse.

13 Uhr, Minamisoma: Beim Treffen mit einer Elterninitiative wird die Ohnmacht deutlich. Der Grenzwert für die erlaubte Strah-

lenbelastung wurde nach dem GAU deutlich nach oben korrigiert: von einem auf 20 Millisievert. Die Eltern sind unsicher, ob sie nicht einfach wegziehen sollen. Ihnen fehlen unabhängige Strahlenexperten, um das Risiko für ihre Kinder einzuschätzen. Von der Regierung sind sie enttäuscht; die verharmlose alles nur, sagen sie.

20 Uhr, Hotel: Am Abend wird mir klar, dass die meisten Japaner erst jetzt realisieren, was das Unglück wirklich bedeutet. Die Strah-



alle Bilder © Bärbel Höhn

lung hört nicht auf, die bleibt einfach da und schafft immer neue Probleme.

Donnerstag, 13. Oktober

10 Uhr, Tokyo: Wir treffen uns mit sozialdemokratischen Abgeordneten. Eine kleine Partei, die schon vor Fukushima für den Ausstieg aus der Atomkraft plädiert hat. Die AKW-Gegner haben es schwer, parlamentarisches Gewicht aufzubauen. Wenn neue Kandidaten einsteigen wollen, müssen sie Hunderttausende Euro hinterlegen. Die Grünen brauchen eine halbe Millionen Euro, um mit zehn Kandidaten an der Wahl teilzunehmen. Es ist ein starres politisches System, neue Bewegungen haben kaum Chan-

cen, die Meinung der Bevölkerung bleibt außen vor.

Freitag, 14. Oktober

10 Uhr, Tsuruga: In der Nähe von Kyoto besichtigen wir den Schnellen Brüter. Die



Schnappschüsse einer Reise, sechs Monate nach dem Tsunami: Flüchtlinge warten immer noch in Notunterkünften; Trümmer in der Region Fukushima und die Strahlenmessung sowie eine kleine Anti-AKW-Demo in Kyoto. Bis zur Gründung einer grünen Partei in Japan ist es trotz des Desasters noch ein langer Weg.

Technologie ist in Deutschland mit dem Reaktor in Kalkar krachend gescheitert. Auch bei den Japanern klappt es nicht. Der Schnelle Brüter von Tsuruga stand 15 Jahre still. 2010 hat man es wieder probiert. Gleich kam es zu einem schweren Unfall, als ein drei Tonnen schweres Gerät zur Brennstoffbefüllung auf das Reaktorgefäß stürzte.

Nachmittags, an der Küste, Region Fukushima: Wir treffen viele Japaner, die an der Atomkraft festhalten. Meine japanischen Begleiter erzählen vom Wettbewerb des Bildungsministeriums »Wer malt das schönste AKW«. Die Verstrickung von Politik, Energieunternehmen und Atomtechnologie ist noch wesentlich schlimmer als bei uns. Die Entschädigungszahlungen der japanischen Regierung an Betroffene werden von Tepco verwaltet und ausgezahlt. Unfassbar.

Samstag, 15. Oktober

13 Uhr, Kyoto: Heute findet die dritte öffentliche Veranstaltung statt, bei der ich auftreten soll. Die Leute sind überrascht, dass ich beim Atomausstieg so stark auf wirtschaftliche Argumente setze – auf Arbeitsplätze, die in Deutschland entstehen. Und sie wollen wissen, wie wir die Alternativen zur Atomkraft anschieben.

Abends, Hotellobby: Viele Japaner sind skeptisch gegenüber den Erneuerbaren Energien. Und die Atomkonzerne machen Stimmung. Sie sagen, Windkraftanlagen würden bei Wirbelstürmen umkippen. Dabei haben alle japanischen Anlagen dem Tsunami getrotzt. Und Japan hat eine lange Küste. Dort herrschen ideale Windverhältnisse für billigen Strom aus Windkraft.

Sonntag, 16. Oktober

13 Uhr, Kyoto: Rund 1.000 Leute marschieren demonstrierend durch die Innenstadt zum Rathaus. Ein buntes Volk aus Grünen, Arbeitern, Schriftstellern, besorgten Eltern und – ja – Mönchen und Nonnen. Sehr chaotisch alles, auch sehr sympathisch. Da gärt etwas in Japan. Im September waren auf einer Anti-AKW-Demo in Tokio 50.000 Leute. Für japanische Verhältnisse war das gigantisch – vielleicht von den Auswirkungen vergleichbar mit der Friedensdemo in Bonn 1982.

Abends, Tokyo - Narita Airport: Es geht zurück nach Deutschland. Bin geschafft von so vielen Eindrücken und Schicksalen. Momentan stehen 44 der 54 japanischen AKWs still, weil sie einem Stresstest unterzogen werden sollen. Trotzdem geht auch hier kein Licht aus: Bei der vielen blinkenden Reklame habe ich nicht das Gefühl, dass die Atommeiler dringend gebraucht werden.